

1. August-Festrede Peter Junker in Erlenbach

Den Medien zufolge sprechen gerade jetzt etwa 3'000 1. August-Redner in Festhütten, Turnhallen, Sälen und wo auch immer zum „Volk“. Dazu im Radio und im Fernsehen. Auch der Bundespräsident spricht: Dieses Jahr ist es Herr Couchepain, nächstes Jahr Herr Merz und 2010 möglicherweise Herr Schmid. Man kennt die Rednerinnen und Redner, es sind Promis, Künstler, öffentliche Personen oder Politiker. Doch für einmal spricht heute kein Politiker zu Ihnen, und daher werden Sie heute keine Wahlversprechen zu hören bekommen. Vor Ihnen steht ein freiberuflicher Unternehmensberater und Dozent einer Fachhochschule. Daran klebt das Attribut Lehrer: Die wissen bekanntlich ja alles, und vor allem: alles besser.

Ich bin für diese 1. August-Ansprache angefragt worden. Doch um angefragt zu werden, muss man schon etwas Besonderes sein oder etwas Besonderes getan haben. Das habe ich offenbar, doch meine Tat liegt über drei Jahre zurück. Ich habe damals meine Erwerbstätigkeit um mehr als die Hälfte zurückgeschraubt und bin seither ehrenamtlich für eine karitative Organisation tätig. Für sie arbeite ich seit drei Jahren freiwillig ohne Entgelt, auch ohne Spesen, und lege höchstens pro Jahr noch ein paar Tausender drauf. Ich habe vor ziemlich genau drei Jahren mit ein paar Leuten aus unserer Region und mit Bertrand Piccard das schweizerische Hilfswerk NOMA-HILFE-SCHWEIZ gegründet, das seinen Sitz in Erlenbach hat. Das ist wahrscheinlich der Grund dafür, dass ich da vorne stehe, denn einer, der seinen Broterwerb weitgehend aufgibt und von einem Tag auf den anderen beginnt, gratis zu arbeiten, ist offenbar recht exotisch. Und Exoten lässt man auch 1. August-Reden halten, wie man sieht. Mich beschäftigen im Zusammenhang mit dieser Freiwilligenarbeit unter anderem die Themen Wohlstand und Armut. Darüber möchte ich ein paar Gedanken verlieren.

Ich rede heute von unserem Wohlstand, den wir uns redlich verdient haben. Wir Schweizerinnen und Schweizer *gelten* nicht nur als arbeitsam, wir *sind* es auch. Doch wenn etwas zur Selbstverständlichkeit wird - und Wohlstand in der Schweiz ist so gut wie selbstverständlich - tritt die Dankbarkeit dafür in den Hintergrund. Wir leben in einem der reichsten Länder der Erde mit einem sehr hohen Lebensstandard. Unser materieller Wohlstand und unsere sozial weit ausgebauten Auffangnetze sind weltweit einmalig. Glauben Sie mir, dass - mit ganz wenigen Ausnahmen - jedes Volk auf dieser Welt mit uns tauschen würde.

Und doch fehlt oft jene behagliche Zufriedenheit, die wir angesichts unseres Wohlstands eigentlich haben müssten. Oder aber wir betreiben ein in versnobtes „understatement“. Ich vermute, wir betreiben neben Jassen, Jodeln und Schwingen einen vierten Nationalsport, nämlich das Jammern. Ich erlaube mir den saloppen Spruch, dass wir auf höchstem Niveau jammern!

Möglicherweise hat dieses Jammern gleichwohl eine gewisse Berechtigung. In meiner beruflichen Tätigkeit bin ich einigen ausgesprochen reichen Leuten begegnet und habe dabei konstatiert, dass unermesslicher materieller Reichtum nicht zwangsläufig zum zufriedenen und glücklichen Leben führt. Im Gegenteil, dass wahrer Reichtum eine andere Qualität besitzt. Doch diese Qualität wird eben nicht durch den *Lebensstandard* verkörpert, sondern durch die *Lebensqualität*. Und die geht nicht zwangsläufig mit dem Lebensstandard parallel einher. Ich kenne einen steinreichen Mann, der - noch nicht 60 - nach eigenen Worten sterben müsste, nähme er nicht täglich seine vom Arzt verordneten 12 Tabletten zu sich. Und dies

lebenslang! Diesen Menschen erlebe ich als sehr unzufrieden mit sich selbst, mit seiner Situation, mit seiner Gesundheit, mit seinem Umfeld, und er lässt das auch die Menschen in seiner Umgebung spüren. Er hat alles was er braucht und viel mehr dazu, ist unermesslich reich, aber krank und unzufrieden. Dazu habe ich meine eigene Steigerungsformel kreiert:

Armut → Wohlstand → Unzufriedenheit.

Die beiden Extreme Wohlstand und Armut liegen näher beieinander als wir denken: Reiche Leute, die trotz ihres Wohlstands krank sind, sind arm dran. Das ist für mich auch eine Form von Armut, und was für eine! Man nennt das soziale Armut. In unserem Land gibt es sehr viele reiche alte Leute, die bei ihrem Ableben Millionen weiter vererben. Gleichzeitig gibt es immer mehr arme alte Leute. Die Schere gerade in diesem Lebensabschnitt öffnet sich dramatisch (Altersforscher Prof. François Höpflinger, Uni Zürich). Doch in der Schweiz gibt es schon auch „richtige“ Armut. Vom hohen Lebensstandard profitieren längst nicht alle. Gemäss Armutsstudie von Caritas (2004) leben in der Schweiz eine Million Arme. Jeder siebte Mensch kann seine Existenz nicht aus eigener Kraft sichern. Arm jedoch nicht in dem Sinne von hungern müssen. Zum Essen reicht es bestimmt alleweil, zu viel mehr oft nicht.

Als arm wird definiert, wer pro Monat weniger als 2450 Franken netto verdient. Eine Familie mit zwei Kindern gilt als arm, wenn sie mit weniger als 4550 Franken pro Monat auskommen muss. Wir haben bei uns keine Armut, die uns hungern lässt. Es ist in den letzten Jahrzehnten ganz bestimmt kein Schweizer, keine Schweizerin verhungert, geschweige denn an einer Zahnfleischentzündung gestorben. Armut bedeutet bei uns nicht wie an vielen anderen Orten der Welt, dass Menschen hungern oder gar sterben müssen, sondern vielmehr, dass sie in vielem nicht am gesellschaftlichen Leben teilnehmen können. Das heisst zum Beispiel, sich keine Ferien leisten zu können. Dabei bedeutet Ferien Erholung. Gerade in unserer hektischen Welt, wo das einzig Konstante die Veränderung ist, ist Erholung enorm wichtig. Vor allem für Kinder und ihre Entwicklung ist Erholung ein existenzielles Grundbedürfnis.

Wer gilt denn eigentlich als arm? Arm sind oft Geschiedene mit Kindern: Wo das Geld in einem gemeinsamen Haushalt noch knapp reicht, führen nach einer Scheidung die höheren Ausgaben oft in die Abhängigkeit von der Sozialhilfe.

Arm sind oft Alleinerziehende: Weil sie nicht Vollzeit arbeiten können, verdienen sie zu wenig – selbst dann, wenn sie gut ausgebildet sind.

Arm sind oft kinderreiche Familien: Wer 3 Kinder und mehr hat, ist viel öfter von der Sozialhilfe abhängig.

Arm sind oft auch Ausländerinnen und Ausländer ohne oder mit mangelhafter Ausbildung.

Arm sind oft Chronischkranke, Verunfallte, Invalide und Behinderte, die in der Regel mit Materiellem nicht gerade gesegnet sind.

Und arm sind vor allem Kinder: Am häufigsten sind Kinder bis 10 Jahre von der Sozialhilfe abhängig, gefolgt von Jugendlichen und jungen Erwachsenen.

Nochmals: In der Schweiz haben wir keine ins Existenzielle gehende Armut. Wir alle haben zu essen, ein Dach über dem Kopf, und wenn wir krank und invalid werden, müssen wir nicht auf der Strasse sterben. Wir sind sozial abgesichert und gut versichert. Das ist für uns eine Selbstverständlichkeit. Und doch kennen wir eine weit verbreitete Armut in der Schweiz: Die soziale Armut, die aber ebenso weh tut wie die materielle. Weh im Herz, weh im Gemüt. Sie verunsichert, sie verursacht Sorgen, sie raubt die Freude, sie nimmt Lebenslust, sie stigmatisiert, macht Menschen zu Aussenseitern der Gesellschaft und vor allem: sie macht krank (*Beispiel krank machender Arbeit: „Burnout“, eine spezielle Form sozialer Armut*).

Es wäre gelogen zu behaupten, dass Schweizerinnen und Schweizer bei der Armut einfach wegschauen. Hilfsbereitschaft und Humanität haben in unserem Volk Tradition und sind wichtige Werte, worauf unser Land gebaut ist. Kaum ein Volk dieser Erde spendet pro Kopf so viel wie wir. In der Schweiz wird jährlich rund eine Milliarde Franken für gemeinnützige Zwecke gespendet. Nota bene balgen sich in der Schweiz etwa 3'000 Hilfswerke um diese Milliarde!

Ich komme auf meine unentgeltliche Tätigkeit zu sprechen. Mir geht es gut, ich bin unabhängig, habe alles, was ich brauche, bin abgesichert bis ins hohe Alter, versichert gegen Krankheit, Unfall und Invalidität. Ich bin ein privilegierter Mensch wie so viele in der Schweiz. Vor allem gelte ich nicht als reich, wenn ich das Hochglanzmagazin „Bilanz“ als Massstab nehme.

Doch plötzlich haut es mich um. Ich sehe schreckliche Kinderbilder und werde mit der wirklichen Armut, dem wahren Gesicht der Armut konfrontiert. Eine Armut, die uns völlig fremd ist (Poster von Kinderbildern).



Freunde von mir gerieten im Norden Nigerias unverhofft und völlig zufällig an ein Kinderspital, wo Kinder wie diese operiert werden. Dort, in Sokoto, steht das einzige Noma-Kinderspital der Welt. Dort kann man 1:1 ermessen, was Armut bedeutet. Im Gegensatz zu uns, wo Armut ja nicht einmal mit Hunger gleichzusetzen ist, bedeutet Armut für diese Kinder Elend, Schmerzen und Tod. Armut in Afrika ist vielfach gleichbedeutend mit Tod. Diese Kinder haben Noma, eine an sich harmlose Infektionskrankheit. Jährlich sterben gemäss WHO 100'000 Kleinkinder daran. Das Tragische daran ist, dass sie an dieser Infektion nicht sterben müssten, wenn sie sauberes Wasser, bessere hygienische Verhältnisse, bessere Ernährung und weniger Hunger hätten. Dies ist eine simple Zahnfleischentzündung, die bei uns mit

Mundwasser und notfalls Penicillin innerhalb von Tagen beseitigt wäre. Nicht aber in Afrika, wo die finanziellen Mittel fehlen, um Medikamente zu besorgen. Werden sie nicht behandelt, wird diesen Kindern buchstäblich das Gesicht weggefressen, und innerhalb weniger Tage sind sie tot. Ich nenne diese Krankheit einen Kinder-Tsunami, doch schaut niemand hin. Das ist das Gesicht der Armut, die im wahrsten Sinne des Wortes ans Lebendige geht. Armut frisst Kinder!

Als ich das gesehen habe, bin ich von meinem privilegierten Hochsitz herunter gestiegen im Wissen, dass ich für diese Kinder aktiv werden will. Ich habe meine berufliche Tätigkeit drastisch reduziert und mich entschieden, mich für diese Noma-Kinder einzusetzen. Vor allem aber dafür zu sorgen, dass nicht weiter Jahr für Jahr Hunderttausende von Kindern buchstäblich wie Fliegen elendiglich verenden müssen. Dass das nicht einfach ist, habe ich mittlerweile selbst erfahren. Dass viele Machthaber Afrikas gerne Flugzeuge, Panzer, Waffen und andere schöne Spielzeuge für sich kaufen, sich aber wenig um die Armut in ihrem Lande kümmern, ist hinlänglich bekannt. Hilfswerke werden in vielen Ländern Afrikas von den Regierungen nicht aktiv unterstützt. Eher legt man ihnen Steine in den Weg, beispielsweise mit einer unvorstellbaren Flut von Papierkram und Administration und mit Korruption. Aber das darf uns nicht kümmern: Es geht wieder einmal einzig und allein um eines: Um die Allerletzten, die Schwächsten eines Glieds, und das sind einmal mehr die Kinder.

Zusammen mit Bertrand Piccard haben wir vor drei Jahren den Verein NOMA-HILFE-SCHWEIZ gegründet mit dem Ziel, diesen Kindern zu helfen und letztlich diese Krankheit auszurotten. Wir arbeiten hauptsächlich mit Präventions- und Aufklärungsprojekten. Wir wissen ganz genau, wo die Spendengelder hingehen. Über 90% eines Spendenfrankens werden für die Ausrottung dieser schrecklichen Kinderkrankheit verwendet. Dies hauptsächlich, weil wir alle freiwillig, unentgeltlich, ehren- und nebenamtlich tätig sind. Stolz bin ich auch darauf, dass dieses Hilfswerk in Erlenbach zuhause ist und von der Bevölkerung sowie von Politischen und Kirchgemeinden vom See eine sehr grosszügige Unterstützung geniesst!

Ich bin nicht da, um Sie zu einer Spende an unseren Verein aufzurufen. Sie werden keine Einzahlungsscheine vorfinden. Ich möchte zu etwas anderem aufrufen

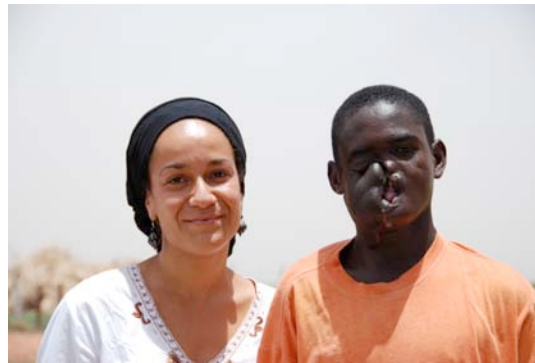
Eines der meistgebrauchten Worte an 1. August-Reden ist der Begriff „Solidarität“. Ich bin froh, ihn bis jetzt nicht verwendet zu haben, denn manchmal ist er mir zu beliebig. Und jetzt, zum Schluss, schiebe ich ihn doch noch vor. Ich möchte Sie aufrufen, solidarisch zu sein. Solidarisch mit Menschen, denen es nicht so gut. Schauen Sie sich um in Ihrer näheren Umgebung, in Ihrem privaten, in Ihrem beruflichen Umfeld. Sie müssen nicht allzu weit suchen, Sie müssen nicht à priori Geld nach Afrika oder für einen Tsunami spenden. Oft ist es jemand aus Ihrem direkten Umfeld, der Ihre Hilfe, Ihre Unterstützung, Ihren Zuspruch oder Ihr Verständnis benötigt. Wenn Sie jemandem, dem es schlecht geht, einfach einmal geduldig zuhören, ist das möglicherweise viel wirkungsvoller, als wenn Sie Fr. 100.-- nach Afrika spenden.

Und es muss nicht immer Geld sein. Armut in der Schweiz bedeutet mehr als nur fehlendes Geld, wir reden von sozialer Armut. Solidarisch sein heisst, einfach für jemanden da sein, der Hilfe braucht. Ursache kann eine schwere Krankheit oder ein Unfall sein, der Verlust der Stelle, Arbeitslosigkeit, Tod in der Familie, Trennung oder Scheidung und - nicht zu vergessen - Einsamkeit. Das ist die vorherrschende Not in unserer Gesellschaft! Dieser sozialen Not müssen Sie begegnen: Mit Ihrer

Beachtung, mit Ihrer Zuwendung, mit Ihrer Zeit und Ihrer Aufmerksamkeit, mit Verständnis und mit Hilfsbereitschaft: Es sind nicht grosse Gesten gefragt, es sind kleine Zeichen. Bei Erich Kästner kann man nachlesen: „Es gibt nichts Gutes, ausser man tut es“. Kommunikations- und Werbemenschen haben diese Wahrheit umgebogen und sagen: „Tue Gutes und rede darüber“. Das ist nicht falsch, doch auch da gilt: Man muss das Gute zuerst einmal tun, bevor man darüber reden kann.

Die Schweiz ist kein Land der Abzocker, der Egoisten und der Rücksichtslosen geworden. Aber es hat deren mehr davon als noch vor ein paar Jahren. Gewisse negative Aspekte - das ist halt auch eine Tatsache - haben vor unserer Landesgrenze ebenso wenig Halt gemacht wie seinerzeit McDonalds und Fastfood. Selbst wenn immer mehr Prominente und Reiche nach Wollerau ziehen, sind wir doch keine Abzocker, keine Schmarotzer und keine Egoisten.

Was ich damit meine, zeige ich Ihnen in einem Bild. Diese junge Frau mit diesem Noma-Jungen (Poster unten) ist Schweizerin, erfolgreiche Bankerin und hat vor einem Jahr ihren Job aufgegeben. Seither tourt sie durch Afrika und überprüft in Nigeria, Burkina Faso, Niger, etc. unsere Noma-Projekte. Sie tut das auf eigene Kosten und erhält nicht einmal Spesen - einfach nichts, nada! Sie ist die Präsidentin von NOMA-HILFE-SCHWEIZ. Solche Menschen machen mir Mut. Das ist gelebte Solidarität!



Dass der Ausspruch „Geiz ist geil“ nicht in der Schweiz, sondern in unserem nördlichen Nachbarland kreierte worden ist, finde ich tröstlich. Denn der Geiz ist der Kontrapunkt der Solidarität. Setzen Sie einen solchen Kontrapunkt, leben Sie Solidarität. Tun Sie etwas gegen die Armut! Damit meine ich die soziale Armut, unsere Kommunikationsarmut, die Armut an Verständnis und an Toleranz, und nicht primär die materielle Armut. Machen Sie es wie ich: Kommen Sie von Ihrem privilegierten Hochsitz herunter und schauen Sie, was Sie für Ihre Mitmenschen tun können. Am besten in ihrem ganz direkten Umfeld. Öffnen Sie die Augen und schauen Sie hin, wo jemand in Not ist. Wegschauen ist feige. Hinschauen ist mutig, kann jedoch lästig, kann unangenehm sein und weh tun - das sehen Sie ja selbst bei diesen Noma-Kinderbildern. Also: „Es gibt nichts Gutes, ausser man tut es“.

Ich wünsche Ihnen noch eine schöne Bundesfeier und einen angenehmen Abend.